

Robert Riemann

(1877 – 1962)

Dummheit und Einsicht in achtzig Lebensjahren (1877 – 1957)

Die Kapitel

- 1 Familientraditionen
- 2 Hugo Riemann
- 3 Konrad Bertelsmann
- 4 Freundschaft und Dichtung
- 5 Thomaner, Student, Soldat
- 6 Paul Beck
- 7 Die Oberrealschule
- 8 Der Deutsche Monistenbund
- 9 Kleine Kriegserlebnisse
- 10 Die neue Ordnung
- 11 Mann der Öffentlichkeit
- 12 Stadtrat
- 13 Schwarzarbeiter
- 14 Idyll am Bodensee
- 15 Heimkehr und Abschied
- 16 Mein achtzigster Geburtstag

Herausgegeben von Tord R. Riemann, Königs Wusterhausen (2008-2009)

Copyright:

Das Werk unterliegt der [Creative Commons Lizenz \(by-nc-nd\) – 3.0 Deutschland](#).

Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Sie müssen den Namen des Rechteinhabers Tord R. Riemann in der von ihm festgelegten Weise nennen: *Tord R. Riemann, www.hugo-riemann.de*. Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am einfachsten ist es, einen Link auf die Creative Commons 3.0 Web-Seite einzubinden. Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten. Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt. Die juristisch genaue Fassung sehen Sie im genannten Weblink.

Drittes Kapitel.

Konrad Bertelsmann.

Meine Mutter hat immer behauptet, ich sei in meinem Temperament, meiner Ungeriertheit in der öffentlichen Rede und sogar in meinen Gebärden ihrem Vater viel ähnlicher als dem meinigen. Da ich in einem ganz anderen Milieu aufgewachsen bin als dieser Großvater, müssen es sehr starke Erbanlagen sein, die sich hier durchgesetzt haben. Aufgesummte Erbmasse ist es aber auch nicht gewesen; denn Konrad Bertelsmann fiel aus der Reihe der Patrizier, von denen er abstammte, bereits beträchtlich heraus. Die Familie Bertelsmann ist bewußt altmodisch. Sie hat einen gedruckten Stammbaum mit zahlreichen Biographien und Porträts herausgegeben, den man in jedem Archiv für Familienforschung findet. Aufregend ist die Lektüre nicht gerade. Es sind Generationen für Generationen wohlhabende Leute, die konservativ denken, pünktlich ihre Steuern bezahlen und sonntags in die Kirche gehen. Der Verlag C. Bertelsmann gehört zum Gütersloher Zweig der Familie, wir gehören zum Bielefelder Zweige.

Vom Kirchenbesuch dispensierte sich allerdings bereits mein Urgroßvater Friedrich Wilhelm Bertelsmann, der Großhändler in Leinwand und stellvertretender Bürgermeister von Bielefeld war. Er war im Jahre 1796 geboren und hatte wohl noch etwas von den Resten der Aufklärung des 18. Jahrhunderts in sich. Er propagierte seine Anschauungen aber keineswegs, das wäre ihm unanständig vorgekommen. Wenn man ihn fragte, warum er nie in die Kirche komme, lächelte er verschmitzt und sagte: "Die Kirchenluft bekommt mir gesundheitlich nicht." Meine Mutter war viel offener. Sie sagte in solchen Fällen: "Das geht bei mir nicht. Schon mein Großvater war Atheist." Gegen diese Bezeichnung würde er sich wahrscheinlich verwahrt haben, weil allerhand Revolutionäre Atheisten gewesen waren. Die große Erinnerung Friedrich Wilhelm Bertelsmanns war seine Reise nach Paris, auf der er den Bürgerkönig Louis Philipp, sein politisches Idol, gesehen hatte. Er hatte sich von dieser Reise ein Wasserglas mit einem Bilde Louis Philipp mitgebracht. Jeden Morgen trank er aus Verdauungsrücksichten ein Glas kaltes Wasser gleich nach dem Ankleiden und betrachtete dabei ehrfurchtsvoll sein politisches Vorbild. Das war seine Morgenandacht. Verheiratet war er mit Elizabeth Beckhaus, der Tochter eines Arztes. Auch sie gehörte zum Bielefelder Patriziat, das bei den Eheschließungen nicht aus seinem Kreise herausging. Das hatte seine Folgen. Es gab allerhand Entartungserscheinungen, zu denen man eine Flechte unter der Zunge rechnete, die in Bielefeld einfach die Beckhaussche Flechte genannt wurde.

Wie man gegenüber solchen Erscheinungen die Vererbung leugnen kann, ist mir vollkommen unklar. Die sogenannten geistigen Eigenschaften sind doch nur die der Hirnstruktur oder, was das Temperament angeht, die der Säfte. Wenn man eine Flechte unter der Zunge erben kann, dann kann man auch ein lebhaftes oder träges Temperament, das Konzentrationsvermögen oder die künstlerische Begabung erben. Man darf bei der Feststellung ererbter Eigenschaften nur nicht einseitig immer den Vater im Auge haben. Das eine Kind gerät nach ihm, das andere nach der Mutter. Ein Mensch kann noch so gescheit sein, auf irgend einem Gebiet ist er sicher ein Idiot. Wenn man glaubt, man könne durch die Erziehung aus jedem Menschen alles machen, dann ist das ein unter den Grundschullehrern ziemlich verbreiteter Größenwahnsinn. Soweit er ihre Berufsfreudigkeit stärkt, wirkt er nützlich. Er kann aber auch zu einer Landplage für die unglücklichen Lehrer werden. Bei meinem Vater sind solche Anwandlungen glücklicherweise nur vorübergehend gewesen. Meine Mutter verhinderte mit genauer Not, daß ich Theodor getauft wurde. Mein Vater wollte mich Theo nennen und aus mir einen vollendeten "Theoriemann" herauszuchten. Als er merkte, wie unmusikalisch ich war, gab er diese Zuchtversuche auf und sagte nur

gelegentlich: "O Robert, Du Böötier!" Wenn er seine Zuchtversuche nicht aufgegeben, sondern aus mir gewaltsam eine Größe der Musiktheorie hätte machen wollen, dann wäre der Theoriemann wahrscheinlich eine Katastrophe für diese Wissenschaft geworden.

Ich bin eben eigentlich gar kein Riemann, sondern ein Bertelsmann und sogar ein entarteter; denn ich bin meinem ganzen Wesen nach der Enkel Konrad Bertelsmanns. Dieser wurde 1828 in Bielefeld geboren. Daß er aus dem kaufmännischem Milieu kam, zeigte er schon als Fünfzehnjähriger. Er ging in einen Kramladen und sagte: "Ich möchte ein Ende Bindfaden umsonst und eine Handvoll Rosinen dazu." Er war viel radikaler als sein Vater, bedauerte 1848 keineswegs den Sturz Louis Philipps, sondern setzte den demokratischen Schlapphut auf, ließ sich den Kinnbart wachsen und ging in alle Versammlungen. Als er auch in ihnen zu reden anfing, obwohl er erst im zwanzigsten Lebensjahr stand, bekam es sein Vater mit der Angst, sperrte ihn ein und ließ ihn erst wieder aus dem Hause, als die Revolution vorbei war. Da machte Konrad Bertelsmann noch eine große Versammlung mit, in der A. Binzers Lied: "Wir hatten gebaut ein stattliches Haus" gesungen wurde. Wenn mein Großvater davon erzählte und zu der Strophe kam:

Das Band war zerschnitten, war schwarz, rot und gold,

Und Gott hat es gelitten, wer weiß, was er gewollt!

- dann traten ihm Tränen in die Augen. Daran dachte meine Mutter, als sie beim Ausbruch der Revolution 1918 sofort eine große schwarzrotgoldne Fahne nähte und, als erste in Leipzig zum Fenster heraushing. Für sie fing das wieder an, was 1848 aufgehört hatte, und sie bedauerte nur, daß ihr Vater es nicht mehr erlebt hatte. Heute sehe ich die Dinge doch etwas anders. Es hat ziemlich lange gedauert, bis ich gemerkt habe, daß alle deutschen Freiheitsbewegungen von 1813 bis 1819 einen sentimental Biedermeiereinschlag haben, der den englischen, französischen und russischen Revolutionen fehlt. Zunächst aber habe ich jahrzehntelang unter dem Einflusse der Erinnerungen meiner Mutter an ihren Vater gedacht und gefühlt. Noch als ich ein beliebter Redner beim Reichsbanner war, dachte ich jedesmal an meine Mutter und Konrad Bertelsmann, wenn ich auf dem Marktplatze einer der sächsischen Kleinstädte eine Rede hielt und eine Fahne weihte, die ich als "Fahne unserer Väter" zu apostrophieren pflegte. Mein 1921 erschienenes Buch "Schwarzrotgold, die politische Geschichte des Bürgertums seit 1815" ist ebenfalls ganz von diesen Ideen beherrscht und nicht einmal frei von Biedermeiersentimentalitäten. Als die beste Eigenschaft des deutschen Bürgertums wird darin seine "trotzige Sehnsucht" nach Freiheit betrachtet. Mit trotziger Sehnsucht kann man allenfalls gute Gedichte schreiben, aber die Welt wird man dadurch nicht verändern.

Mein Großvater versetzte das Bielefelder Patriziat in Entsetzen, als er ein Mädchen vom Dorfe, Ferdinandine Heuel, die Tochter eines Lehrers, Katholikin, heiratete, was im Jahre 1855 geschah. Ganz bewußt wollte er damit das Blut seiner alten Familie erneuern. Das Mädchen war fürs Kloster bestimmt und bereits Novize. Sie hatte ein unbedingtes Zutrauen zu meinem Großvater, sagte sofort Ja und setzte sich hin, um ihr Hochzeitskleid zu nähen. Die Familie war aber streng katholisch, hatte sogar einen Kaplan unter den nächsten Verwandten und sah die Ehe mit einem Evangelischen sehr ungern. Sie verlangte, daß alle Kinder katholisch erzogen werden sollten. Der Kölner Kirchenstreit über die Frage der gemischten Ehen war erst vor fünfzehn Jahren beigelegt worden. Die Geistlichkeit war in ihren Konflikten mit den Staatsbehörden überein zu kommen, daß sie desto mehr erreichte, je weniger sie nachgab. Die Familie Heuel verlangte daher, daß alle Kinder, die aus der Ehe hervorgingen, katholisch getauft und erzogen werden müßten. Darauf wollte sich mein Großvater nicht einlassen. Man stritt sich über die noch nicht vorhandenen Kinder so lange, bis man zu dem Kompromiß kam, daß die Mädchen katholisch

lisch, die Knaben evangelisch werden sollten. Das erste Kind war ein Mädchen, Elisabeth, meine Mutter. Sie wurde katholisch getauft, aber dann doch in den evangelischen Religionsunterricht geschickt. Mein Großvater bekam nämlich von seiner Frau vier Jungen und acht Mädchen. Die Katholischen hätten im Hause die Mehrheit gehabt. Daher veranlaßte mein Großvater die katholisch getauften ersten Mädchen, zum evangelischem Glauben überzutreten, und die letzten wurden überhaupt gleich evangelisch getauft. Während des Bismarckschen Kulturkampfes veranlaßte er sogar seine Frau, altkatholisch zu werden, das heißt das Unfehlbarkeitsdogma nicht anzuerkennen. Sie ließ alles über sich ergehen, der Großvater war für sie einfach an die Stelle Gottes getreten. Sie pflegte im Falle von Gewissenskonflikten zu sagen: "Ich verlasse mich auf den Vater." Hier war die sonderbarerweise von Rousseau im "Emile" aufgestellte Forderung erfüllt, daß die Frau, weil sie nicht zum Nachdenken über religiöse Probleme befähigt ist, einfach ihren Mann zu fragen hat, was sie glauben soll. Meine Mutter hat aber dieses Verfahren meines Vaters nicht gebilligt. Es war der einzige Punkt, in dem sie Kritik an ihm übte. Sie meinte, was man versprochen habe, muß man auch halten. Als sie einmal mit mir darüber redete, sagte ich: "Ganz nett, aber dann wärst Du katholisch und ich womöglich auch!" - "Wir würden unsern Weg auch dann gefunden haben", erwiderte sie. Das stimmt. Einem Atheisten muß es ganz gleichgültig sein, ob er aus dem evangelischen oder dem katholischen Kirchentor ins Freie kommt. Die großen französischen Freidenker des 18. Jahrhunderts waren sämtlich Katholiken. Voltaire ist sogar in einem Jesuitengymnasium aufgezogen worden.

Da mein Großvater eine leidenschaftliche Liebe zum Landleben hatte, wurde er zunächst Ökonom und pachtete ein großes Gut, Morzewiec, in der damals preußischen Provinz Posen, die heute polnisch ist. Dort wurde meine Mutter am 28. Mai 1856 geboren. Es folgten gleich mehrere von den zwölf Kindern, und meine Mutter beteiligte sich sehr früh an deren Betreuung, für die auch eine polnische Magd da war. Von dieser lernte meine Mutter ein polnisches Wiegenlied, das sie nicht verstand. Sie vergaß es später, aber jedesmal, wenn sie selbst ein Kind bekam, erwachte die Erinnerung wieder, und sie sang dieses mit den unverständlichen polnischen Worten in den Schlaf. Als meine jüngste Schwester Dina geboren wurde, sagte mein Vater, der dem Vorgang eine mystische Art beizumessen schien, gleich voraus, daß nun wieder das polnische Lied käme, und es geschah wirklich. Mystisch finde ich daran nichts, weil ich überhaupt nichts mystisch finde. Schwangerschaft und Geburt bedeuten für die Frau eine ungeheure körperliche Umstellung, und die Seele ist ja nur, wie Nietzsche so gut sagt, ein Etwas am Leibe. "Daß sich mit der körperlichen" Veränderung ein früher starker Eindruck verkoppeln kann, der jedesmal erwacht, wenn die Veränderung eintritt, und jedesmal verschwindet, wenn sie erledigt ist, leuchtet ohne weiteres ein. Befremdlich ist mir also daran nichts, ich finde es nur amüsan, daß ich von einer katholisch getauften Frau geboren und mit einem polnischen Wiegenlied in den Schlaf gesungen worden bin. Heute ist die Wiege ja außer Gebrauch gekommen, aber wir haben unsere, ein schweres unförmliches Ding, bei den vielen Umzügen meiner Eltern immer treulich mitgeschleppt. Was mir an der Wiege gesungen worden ist, weiß ich allerdings nicht, weil es mir meine Mutter selbst nicht sagen konnte. Vermutlich wird der Text aber nicht weit von "Schlaf, Kindchen, schlaf", abgewichen sein.

Die Familie Bertelsmann besaß in Form von Familienaktien in Bielefeld die Spinnerei "Vorwärts", einen mittleren Betrieb, der unter einem unfähigen Direktor schlecht rentierte. Sie hofften, daß mehr dabei herauskommen würde, wenn ein Familienmitglied die Leitung übernehme. Mein Großvater stand in dem Rufe, zwar sehr sonderbare Ansichten zu haben, aber doch der Intelligenteste in der Familie zu sein. Daher bot man ihm die Leitung der Fabrik an. Mein Großvater nahm unter der Bedingung an, daß ein middle-

res Gut "der Göllner" mit der Fabrik vereinigt würde. Das wurde bewilligt, und so war Konrad Bertelsmann zwar Industrieller, aber noch zugleich Ökonom. Die Arbeiter der Fabrik nannten ihn daher "de Bur", den Bauern. Der Göllner nahm ihn wohl etwas zu sehr in Anspruch. Seine Lieblingsredensart war: "Ich sitze auf meinem Kampe (Felde) und brauche mich um keinen Menschen zu bekümmern." Für keinen "Menschen" muß man keinen "Beamten" einsetzen, wenn man den Satz so verstehen will, wie ihn mein Großvater gemeint hat. Als Führer der Bielefelder Demokraten wurde er in den preußischen Landrat gewählt und saß in der Budgetkommission, oder wie man heute sagen würde, im Haushaltsausschuß, als dieser am 30. September 1862 den Militärrat ablehnte. Konrad Bertelsmann war mitgemeint, als Bismarck den Ausschuß anschnauzte: "Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Blut und Eisen." Seitdem haßte mein Großvater Bismarck wie Gift. Er pflegte zu sagen: "Ich kann zu einem Minister kein Vertrauen haben, wenn er ein Menschenverächter ist und das auch noch offen sagt." Seine Fabrik wollte mein Großvater patriarchalisch regieren. Er tat allerhand für die Arbeiter. Meine Großmutter ging sogar in die Wohnungen und pflegte Erkrankte. Auf der anderen Seite verstand ihr Gatte aber nicht, daß die Arbeiter eine andere Partei wählten als er. Er hielt auch Reden an sie in der Fabrik und rief pathetisch: "Arbeiter, kann ich mich auf Euch verlassen?" Natürlich sagte niemand Nein, aber die Zahl derer, die sozialdemokratisch wählten, wurde mit der Zeit immer größer. Daß die Klasseninteressen der Arbeiter zu denen der Unternehmer in Gegensatz stehen müssen, hat mein Großvater Bertelsmann so wenig begriffen wie mein Großvater Riemann. Er sah die Beziehung immer als ein Treueverhältnis an und wurde maßlos heftig, wenn er einen Bruch derselben zu entdecken glaubte.

Nach einem solchen Ausfall wollte er des Abends einmal wie gewöhnlich in die Ressource gehen. Es war das wirklich ein "Hilfsmittel", was das Wort "Ressource" ja bedeutet. Mit dem Patriziat hatte mein Großvater seit seiner Verheiratung mit einem besitzlosen Mädchen und noch mehr wegen seiner linksdemokratischen Haltungen so gut wie gar keinen Verkehr mehr. Daher sammelte er die demokratischen Kleinbürger um sich in der Ressource, in der man nur so lange über etwas redete, bis er seine Meinung gesagt hatte. Dann war jede weitere Diskussion überflüssig. Als ich ein Menschenalter später einen Vetter meiner Mutter, der die Forstkarriere gemacht hatte, - er hieß Wilhelm Vinnen, - im Harz, in Hohegeiß, traf, kamen wir auch auf Konrad Bertelsmann zu sprechen. Vinnen, der durchaus konservativ dachte, sagte zu mir: "Der alte Bertelsmann war gewiß ein bedeutender Mann, aber, nimm mir's nicht übel, er verkehrte mit einer Gesellschaft, die seiner nicht würdig war. Ein einziges Mal bin ich in seinem Club, der Ressource gewesen. Es war auch ein junger Mann da, der irgend etwas anzweifelte, was Dein Großvater gesagt hatte. Dieser sah ihn mit höchstem Erstaunen an und runzelte die Stirn. Darauf bedeuteten die Tischnachbarn des jungen Mannes diesen, er solle um Gotteswillen den Mund halten; sonst gäbe es noch ein Unglück. Robert, Du kannst sagen, was Du willst, aber es war eine Schwäche Deines Großvaters, daß er nicht mit seinesgleichen verkehrte, sondern nur mit Leuten, die sich von ihm kommandieren ließen" - Daran war in sofern etwas Richtiges, als Freiheitsliebe und Herrschsucht zwei Begriffe sind, die sehr häufig ineinander übergehen. Nur ist mir fraglos, daß mein Großvater Bertelsmann ein besseres Herz und mehr Verstand hatte als mein Großvater Riemann.

Konrad Bertelsmann wollte also abends in die Ressource gehen. Die Großmutter sagte: "Konrad, Du kannst heute abend nicht gehen. Zufällig habe ich gehört, wie ein paar Arbeiter über Dich schimpften. Sie sagten, sie wollen Dich heute abend verprügeln, wenn Du aus der Ressource kämst." - "So", sagte mein Großvater, "das wollen sie tun? Also

gehe ich heute abend erst recht in die Ressource, und zwar allein." Er nahm Hut und Stock und ging. Als er aus der Ressource kam, warteten in der Tat ein paar Arbeiter auf ihn. Er ging einfach durch sie hindurch, aber sie schlossen sich ihm an und gingen auf der langen Chaussee bis zur Spinnerei schimpfend hinter ihm her. Als er die Tür aufschloß und hineinging, klirrte es hinter ihm. Seine Verfolger hatten wenigstens die Laternen am Hause entzweigeschlagen. Ein bedeutender Tumultschaden war das nicht. Der Großvater war von auffallend kleiner Statur. Er pflegte zu sagen: "Wir Bertelsmanns sind eine Teckelrasse." Als wieder einmal über Lohnfragen verhandelt wurde, schickten ihm die Arbeiter als Unterhändler einen ungeschlachten Riesen ins Büro, um ihn einzuschüchtern. Der Unterhändler trat sehr herausfordernd auf und brüllte schließlich meinen Großvater an: "Sie sind überhaupt ein ganz gemeiner Ausbeuter!" Darauf sprang der kleine Mann wutentbrannt auf, stürzte sich auf den Riesen und warf ihn durch die aufspringende Tür die Treppe hinunter. Er ging dann aber doch hinterher und war sehr froh, als der Mann unten landete, ohne irgend etwas gebrochen zu haben. Man wird sagen, daß sich die Arbeiter schließlich doch sehr anständig verhalten hätten. Gewiß, aber mein Großvater auch. Er wäre nie auf den Einfall gekommen, als Werkschutz eine Knüppelgarde zu organisieren, wie das schon im 19. Jahrhundert einzelne Unternehmer taten. Er war viel mehr der Meinung, daß eine Sache schon verloren sei, wenn man zu solchen Mitteln greifen müsse. Allgemein gebräuchlich wurden diese erst im 20. Jahrhundert, als sich der Klassenkampf ungeheuer verschärft hatte.

Natürlich ging mein Großvater niemals in die Kirche. Er hielt es aber auch für folgerichtig, nichts für eine Einrichtung zu bezahlen, von der er keinen Gebrauch machte. Also verweigerte er grundsätzlich die Entrichtung der Kirchensteuer. Jahr für Jahr ließ er es auf die Mahnungen und schließlich auch auf den Exekutor ankommen. Von diesem ließ er sich einen alten Frack abpfänden, der nur noch zu diesem Zwecke diente. Der Gerichtsvollzieher sagte schließlich nur noch: "Herr Bertelsmann, ich bitte um den Frack!" Er bekam ihn, und dann schickte mein Großvater seinen Hausknecht aufs Rathaus, um den Frack wieder einzulösen, zuzüglich drei Mark Exekutionskosten. Die Sache wurde durch das Verfahren eigentlich nur verteuert. Mein Großvater aber erklärte schmunzelnd: "Sie haben wieder einmal Gewalt anwenden müssen, um zu ihrem Gelde zu kommen." Ein ewiger Dorn im Auge waren ihm die Bodelschwingschen Anstalten für Epileptiker; die Insassen kamen in ein zum Göllner gehöriges Waldstück, wenn sie Holz sammelten und richteten dabei allerhand Schaden an. Mein Großvater erwischte sie gelegentlich persönlich und nahm ihnen dann unerbittlich die Beile und Sägen ab. Einige Stunden später kam dann der Pastor ins Büro. Schon der salbungsvolle Gruß, mit dem er eintrat, war meinem Großvater widerlich. Bodelschwingh sagte nämlich: "Gottes reichsten Segen über Sie und Ihr Haus, Herr Direktor!" - "Schon gut", war die Antwort, "was wollen Sie von mir haben?" - "Es handelt sich diesmal nicht um eine Gabe, Herr Direktor. Sie haben mir ja erst kürzlich zwanzig Mark gegeben." - "Ja, weil Sie wirklich etwas gutes für die Kranken tun und nicht bloß fromme Lieder mit ihnen singen. Aber wenn sie kein Geld wollen, was wollen Sie dann?" - "Zwei Beile, eine Säge, Herr Direktor! Wir brauchen sie im Hause." - "Dagegen habe ich nichts, aber Sie brauchen sie in meiner Schonung, und da nehme ich sie Ihnen weg!" - "Aber bedenken Sie doch, Herr Direktor, arme unschuldige Menschen, die ihrer Sinne nicht mehr mächtig sind.." "Gehören in Ihre Anstalt, aber nicht in meinen Wald." - "Gewiß, es war ein Vergehen, aber verzeihen Sie es nur noch diesmal! In Zukunft werde ich selbst aufpassen, daß niemand in Ihren Wald geht." - So ließ ihn mein Großvater eine Weile zappeln, ehe er ihm die Werkzeuge der Waldfrevler wiedergab. Dann zog Bodelschwingh freudig mit ihnen ab. Sicher war dieser Pastor, der so unangenehme Gänge

persönlich erledigte, ein viel christlicherer Mensch als der Sondershauser Onkel Arnold, der nicht für ein angebranntes Essen beten wollte, oder der Großstadtpastor Peschek, der an Taufe und Hochzeit nur das Festmahl schätzte. Aber mein Großvater beachtete solche Unterschiede unter den Schwarzberockten überhaupt nicht, sondern war froh, wenn er keinen von ihnen zu sehen bekam. Die Umwandlung der Linksliberalen in die von dem Pastor Friedrich Naumann (1860-1919) geführte Fortschrittliche Volkspartei (1910) hat mein Großvater nicht mehr erlebt. Er würde sie unter keinen Umständen gebilligt haben.

Konrad Bertelsmann war ein alter Freisinniger und schwor auf Eugen Richter (1838-1906). Er pflegte mit Behagen zu erzählen, wie Richter bei jeder Haushaltsdebatte sein dickes Notizbuch aus der Tasche holte und die Minister mit zahllosen Einzelnotizen nervös machte. Da mein Großvater die Bielefelder Freisinnigen führte, kam Richter oft zu ihm und informierte sich über die lokalen Einzelheiten, deren genaue Kenntnis seine Stärke ausmachte. Sie redeten aber auch über allgemeine Fragen, über die Abschaffung aller indirekter Steuern, die sie einfach für ungerecht hielten, weil sie die Armen ungeheuer belasteten, und über den Freihandel, mit dessen allgemeiner Führung alle Kriege wegfallen würden. Zu der Konsequenz, daß man die Rüstungsindustriellen beseitigen muß, drangen die beiden Freisinnigen aber nicht vor. Ihre Parole war: "So wenig Staat wie möglich!" Bei dem Gedanken, daß noch mehr verstaatlicht werden könnte, als unglücksseligerweise schon verstaatlicht war, wurden sie einfach wütend. Mein Großvater pflegte stolz zu sagen: "Ich schicke keinen von meinen Jungen in die Staatskippe." Er brachte sie aber fast alle als Angestellte in der Fabrik unter; denn sie waren wenig begabt und folgerten aus der oppositionellen Einstellung ihres Vaters nur, daß sie nicht für die blöden Pauker zu arbeiten brauchten, die diesen Staat bejahten. Der älteste Sohn, Wilhelm, brachte es nicht einmal zum Einjährigenexamen, mußte bei den Jägern dienen und wurde dann Flachseinkäufer in Rußland, wo er eine Quvänin heiratete, mit der er neun Kinder in die Welt setzte. Der Flachseinkauf war allerdings eine für die Spinnerei "Vorwärts" lebenswichtige Angelegenheit. Der Flachs mußte dann eingekauft werden, wenn er billig war und keine Aussicht bestand, daß er noch billiger werden würde. Mein Großvater, der darüber zu entscheiden hatte, erfaßte in seinen jungen Jahren immer den richtigen Moment. Als er aber über 60 Jahre alt war, versagte seine Entschlußfähigkeit. Er wartete regelmäßig zu lange und kaufte dann zu teuer ein, so daß sich das in der Fabrik angelegte Vermögen nur langsam verzinst. Nach seinem Tode wurde sie stillgelegt.

Mein Großvater mochte die Reserveleutnants nicht leiden. Wenn sich jemand um einen Posten in der Fabrik bewarb, sah erst die Zeugnisse durch und fragte dann: "Sind Sie Offizier der Reserve?" - Auf das in aufrechter Haltung herausschmetternde: "Jawohl!" bemerkte er trocken: "Dann kann ich Sie nicht brauchen." - "Wie soll ich das auffassen?" sagte der wütende Bewerber. "Wie Sie wollen", sagte mein Großvater. "Für mich ist es entscheidend, daß Sie zu Übungen eingezogen werden und dabei aus der Arbeit herauskommen." Darauf verabschiedete sich der Bewerber schnell und schimpfte überall über den roten Direktor der Spinnerei "Vorwärts". Trotzdem kam einmal der Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, in den Betrieb, als gerade meine Eltern mit uns zu Besuch dort waren. Der Kronprinz machte in Opposition gegen Bismarck und besuchte liberale Betriebe. Allerdings behauptet Bismarck in seinem dritten Bande seiner "Gedanken und Erinnerungen", der Kronprinz habe mit dem Worte "liberal" überhaupt keinen deutlichen Begriff verbunden. Das ist möglich. Vermutlich verstand er darunter, daß er sich populär machte. Jedenfalls ließ er es mit ernster Fassung über sich ergehen, daß ihm mein Großvater mit Stolz seine unendlich vielen Kinder und Enkel vorstellte, was doch höchstens etwas mit dem Teilgebiet mit der Bevölkerungspolitik zu tun hatte. Die festlichen

Girlanden und Fahnen des Fabrikhofes sehe ich noch heute vor mir.

Da meine Mutter intelligenter war als ihre Geschwister, hatte sie der Großvater besonders gern und wollte sich in ihr eine brauchbare Gehilfin im Kontor großziehen. Um die nötige Vorbildung zu erwerben, kam damals das Lettestift in Berlin in Frage, das vom "Verein zur Förderung der Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts" begründet worden war. Der Großvater gab seine Älteste Eugen Richter mit, als dieser wieder einmal von Bielefeld nach Berlin fuhr. Während der mehrstündigen Eisenbahnfahrt fragte meine Mutter Richter alles Mögliche und empfing eine Masse politischer Belehrungen, die sie nie vergaß, obwohl sie sich größten Teils mit dem deckten, was sie vorher von ihrem Vater gehört hatte. Sie sagte noch im hohen Alter mit Stolz: "Eugen Richter hat mich ins Lettestift gebracht." Ob sie aber dort wirklich zu einer guten Buchhalterin ausgebildet wurde, weiß ich nicht recht. Das rechnen war nie ihre Stärke.

Ehe ihre Ausbildung abgeschlossen war, verliebte sich in sie ein Oberlehrer Valtin vom Bielefelder Gymnasium und warb um sie. Sie verlangte, daß er mit einem Strauß roter Rosen in der Hand kommen und auf den Knien um ihr Jawort bitten müsse. Valtin war entzückt von diesem Vorschlag. Am nächsten Sonntag kam er mit einem riesigen Rosenbukett im Frack an. Er unterhielt sich zunächst mit den Eltern. Sie sahen natürlich ein, daß es vernünftig ist von acht Töchtern die Älteste zu verheiraten: Meinem Vater war nicht ganz wohl bei der Sache, weil Valtin erstens Reserveleutnant und zweitens Beamter war, aber er gab seufzend nach. Meine Großmutter holte meine Mutter herein, die noch nicht ganz neunzehn Jahre alt war. Valtin trat auf sie zu, den Rosenstrauß in der Hand, holte ein großes weißes Taschentuch heraus und breitete es auf dem Boden aus, um seine Frackhosen zu schonen. Dann sank er auf die Knie und seufzte: "Elisabeth, ich flehe Dich um Deine Liebe an." Meine Mutter sagte strahlend: "Ich gewähre sie." Damit war die Verlobung perfekt und wurde veröffentlicht.

Valtin gehörte zu der Sorte Oberlehrer, die ich später dutzendweise kennengelernt und nie geschätzt habe. Sie waren stutzerhaft gekleidet und in jeder Weise affektiert. Sie unterrichteten Deutsch und moderne Fremdsprachen und wußten es so einzurichten, daß sie in jeder Stunde ein Gedicht oder einen Monolog düster grollend oder sanft melancholisch oder zärtlich girrend deklamieren konnten, wobei sie auf starke Bewunderung durch die Klasse rechneten, obwohl sich ihre Darbietungen nicht über das Niveau einer Schmiere erhoben. Sie gingen in jede Premiere und besprachen das Stück und ihre Gefühlseindrücke im Unterricht, wobei sie die ihrer Meinung nach schönsten Stellen durch ihre gezielte Deklamation gründlich verballhornten; denn sie glaubten auch noch, daß sie eigentlich bessere Schauspieler seien als diejenigen, die sie gehört hatten. Dieselben Töne trugen sie dann aber auch in die rein theoretischen oder historischen Auseinandersetzungen hinein. Wenn sie mit dröhnender Stimme sagten: "Wir kommen heute zum Sturm und Drang", dann stürmte bereits der Sturm und quoll der Drang. Den Namen Goethe konnten sie nicht aussprechen ohne andachtsvoll an die Zimmerdecke emporzustieren. Auf dieses Theater fallen Mädchenklassen gewöhnlich herein und merken nicht, daß es schlechtes Theater ist. Jungen aber kommen bald dahinter und machen sich über den Komödianten lustig.

Valtin gab Deutsch, Latein und Griechisch. In den alten Sprachen mußte er natürlich wirkliche Lehrerfolge erzielen. Wenn das mißlang, erwacht in ihm der Reserveleutnant, und er brüllte die Klasse an, als ob er auf dem Kasernenhof wäre: "Daß Ihr verfaultet auf Euren Bänken, nichtsnutzige Bande, die Ihr seid!" Auf seinem Felde war er erst wieder in Oberprima, wo er außer Horaz auch Catull, Tibull und Propertius las, die römischen Liebesdichter. Da konnte er dann wieder girren wie ein Tauber. Meine Onkel aber waren damals erst Tertianer und kannten an ihm vorzugsweise nur den Schnauzton. Es war

ihnen äußerst unangenehm, daß so ein unbeliebter Lehrer mit ihrer Schwester verlobt war und im Hause aus und ein ging. Außerdem konnte er jeden Augenblick ihrem Vater begegnen und ihn von ihren Schulleistungen unterrichten, was katastrophale Folgen für ihr Hinterteil haben konnte; denn der Großvater war jähzornig und bediente sich bei solchen Exekutionen nicht des Rohrstocks, sondern der Reitpeitsche. Wenn einer von den Jungen nach Hause kam, empfing ihn auf der Treppe bereits der andere: "Du, er ist wieder da!" - "Wer, Valtin?" - "Ja! Daß Ihr verfaultet auf Euren Bänken, nichtsnutzige Bande, die Ihr seid!"

Was oben vor sich ging, war aber noch viel sonderbarer. Meine Mutter war erotisch kühl. Als ich längst ein erwachsener Mann war, bemerkte ich in einem Gespräch mit Entsetzen, daß sich meine Mutter einbildete, auf jede Beiwohnung folge unvermeidlich Schwangerschaft und Geburt. Ich klärte sie darüber auf, daß vielmehr nur in jedem hundertsten Falle so etwas zu erfolgen pflege. Das wollte sie überhaupt nicht glauben, sondern sagte: "Das ist einfach unmöglich! Dann könnte ich überhaupt keine Kinder haben. Bei anständigen Menschen kommt das doch höchstens einmal im Jahre vor. Ich habe das auch einmal meiner Mutter gesagt, ehe sie ihr zwölftes Kind bekam. Sie hat mir geantwortet: 'An uns Frauen liegt das nicht. Ich hätte Deinem Vater auch lieber auf den Rücken gesehen als ins Gesicht. Aber er ließ mir keine Ruhe, und so ist ein Kind nach dem anderen gekommen.' Meine Mutter, Robert, hat also darüber ebenso gedacht wie ich. Das ganze ist unanständig und gemein." Danach konnte ich mir ohne Logarithmentafel ausrechnen, wie oft meine Eltern zusammengekommen waren. Als mein Vater im Sterben lag, sagte der Arzt zu meiner Mutter: "Die Harnbeschwerden kommen von seiner Finose, die Ihnen ja bekannt sein dürfte!" Meine Mutter erwiderte nichts und fragte mich, als der Arzt gegangen war: "Was wollte Göbel mit der Sache, die mir bekannt sein müsse?" Ich klärte sie darüber auf, und sie sagte entrüstet: "Und da behauptet der Mensch, ich müßte das wissen! Keine Ahnung habe ich davon gehabt. Diese Großstadtärzte wissen überhaupt nicht mehr, was eine anständige Ehe ist!" Meine Mutter vermied es auch uns zu streicheln. Sie küßte uns nur auf die Backe oder auf die Stirn. Alles, was nur von fern an ein Geschlechts-teil erinnerte, wurde scheu ferngehalten. Ihre Söhne haben sich davon nicht auf die Dauer beeinflussen lassen. Aber daran, daß meine beiden Schwestern unvermählt gestorben sind, ist meine Mutter schuld gewesen. Es gab ja keine Möglichkeit, den Mädchen nahe zu kommen. Vermutlich stammt diese sonderbare Einstellung zu rein natürlichen Vorgängen aus der Familie Heuel, aus der sich mein Großvater die werdende Nonne sozusagen mit Gewalt geholt hatte. Er pflegte mit Stolz zu sagen: "Im Gegensatz zu anderen Kaufleuten bin ich mit meinen vielen Geschäftsreisen meiner Frau nie untreu geworden. Wenn Leute, die mit mir unterwegs waren, liederliche Lokale aufsuchten, habe ich mich stets sofort von ihnen getrennt." Das Opfer kommt mir nicht groß vor, wenn man früh heiratet und mit der eigenen Frau zwölf Kinder in die Welt setzt. Mehr Kinder, die illegitimen eingerechnet, hat wahrscheinlich auch mein anderer Großvater, Robert Riemann, nicht erzeugt.

Was ging nun oben vor sich, während die Jungen auf der Treppe Valtin nachahmten? Bekanntlich ist die Verlobungszeit mit Zärtlichkeit ausgefüllt. Damals setzte sich aber die Mutter ins Nebenzimmer, um darauf zu achten, daß die Sache in Grenzen blieb. Heute ist diese geschmacklose Bewachung aus der Mode gekommen, wie ja zweifellos das gesamte Geschlechtsleben der Jugend in den letzten dreißig Jahren sehr viel gesünder und natürlicher geworden ist, als es vorher war. Aber es war doch schon in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts erlaubt und herkömmlich, daß sich Verlobte küßten und betätschelten. Valtin machte auch daraus literarisch gefärbte Szenen. Er kam niemals ohne ein Buch, schlug es auf und las mit entzückter Miene und vibrierender Stimme: "O

gib, vom weichen Pfühle, Träumend, ein halb Gehör!" Er legte seine Hand dabei auf die meiner Mutter und wollte die Hand gelegentlich noch etwas unartiger werden lassen. Dann stieß meine Mutter ihn empört zurück, ging hinaus und ließ ihn alleine sitzen. Am nächsten Tage spielte er eine neue Theaterszene. Er kam herein, legte beide Hände auf seine Männerbrust, verdrehte seine Augen und flüsterte: "Ach, wie ich mich schäme. wie ich mich schäme!" Das war meiner Mutter noch widerlicher, und sie sagte ihm einfach, er hätte allen Grund dazu. Er wollte daraus dann eine rührende Versöhnungsszene mit Kuß und Umarmung machen, um endlich zu den erlaubten Ergötzungen vorzudringen, aber meiner Mutter, die das merkte, war es erst recht ekelhaft. Als meine Großmutter, die zweifellos natürlicher empfand als ihre Tochter, endlich merkte, daß jedes Zusammensein der Verlobten mit einem Zank endete, ging sie zu meinem Großvater und sagte: "Du, Konrad, ich glaube mit den beiden wird es nichts. Elisabeth scheint Valtin nicht ausstehen zu können." Darauf befragte der Großvater seine Tochter und hörte von ihr, daß sich Valtin als ein ekelhafter Kerl entpuppt habe, der mit ihr umgehen wolle, als ob sie eine Kellnerin wäre. Der Großvater wurde böse, nahm Valtin in Empfang, als er kam, und erklärte ihm, daß die Sache zu Ende sei. Valtin nahm das mit Fassung auf. Er hatte inzwischen wahrscheinlich festgestellt, daß er mit meiner Mutter nur eine Aussteuer und die Aussicht auf eine Erbschaft von fünfzehn bis zwanzigtausend Mark heiraten würde. Der Reserveleutnant pflegte höher honoriert zu werden. Mein Großvater war stolz darauf, daß er und nicht der Bräutigam gekündigt hatte, und setzte die Annonce in die Zeitung: "Die Verlobung meiner Tochter Elisabeth mit Herrn Valtin erkläre ich hierdurch meinerseits für aufgehoben." Der Text kommt uns heute unmöglich vor, da Verlobung und Heirat nicht mehr Sache des Familienoberhauptes sind, sondern der unmittelbar Beteiligten. Damals dachte man anders. Mein Großvater hielt an seiner Kommandogewalt genau so unerbittlich fest, wie er sich von niemand kommandieren ließ. Die meisten Familien waren damals noch absolute Monarchien. Als ich mich mit 43 Jahren verlobte, bekam ich von meinem Onkel General, der sich seit dem Tode meines Vater als Oberhaupt aller Zweige der Familie betrachtete, einen in keiner Weise begehrten Konsens, über den ich dann befremdet quittierte. Zur Hochzeit schenkte er uns eine reparierte alte Visitenkartenschale, die sehr bald wieder entzweiging, weil sie auf verschnörkelten dünnen Füßen ruhte.

Eine zurückgegangene Verlobung galt nach der sonderbaren Gesellschaftsmoral des kaiserlichen Deutschlands als eine Schande. Wie kann man so unlogisch denken? Eine Verlobung hat doch nur dann einen Sinn, wenn man sie als die Festsetzung einer Frist betrachtet, innerhalb deren die Verliebten zur Klarheit darüber kommen, ob sie es auf die Dauer miteinander aushalten können. Stellt sich heraus, daß sie es nicht können, dann wird die Verlobung eben wieder aufgelöst. Das ist viel einfacher als eine Ehescheidung. In allen Staaten ist man immer wieder darauf zurückgekommen, die Scheidung zu erschweren, weil der Staat sich nicht nur um die Eltern zu kümmern hat, sondern auch um das Schicksal der Kinder. Wenn diese aus einer geschiedenen Ehe stammen, haben sie fast immer einen seelischen Bruch. Die notwendige Ergänzung zur schwer lösbaren Ehe ist also eine leicht lösbare Verlobung. An die Tatsache der Lösung moralische Urteile zu knüpfen, ist niemand berechtigt. Das hätte man gerade damals bedenken sollen, als die Erotik vollkommen verdreht und unnatürlich geworden war. Die Mädchen wurden förmlich versteckt und von den jungen Männern grundsätzlich ferngehalten. Da man sie aber schließlich doch verheiraten wollte, schleppte man sie in vollkommenem Widerspruche zur sonstigen Abgeschlossenheit auf den Fleischmarkt der Bälle und war heilfroh, wenn endlich einer anbiß. Man sprach sogar mit einer gewissen Anerkennung davon, daß es jemand gelungen war einen reichen Bräutigam zu "angeln" oder "einzufangen". Also war es unlogisch, eine auf

die Weise zustande gekommene Verlobung als etwas heiliges zu betrachten.

Man tat es aber, und meine Mutter hatte reichlich unter schadenfrohem Mitleid ihrer Freundinnen und Bekannten zu leiden. Das war für meinen Vater, der ein sehr großes Herz hatte, sogar der erste Grund, eine Annäherung an sie zu suchen. Die erotische Kühle meiner Mutter hat ihn sicherlich nicht gestört, da alle Zeit, die andere mit ihren Frauen vertändelten, seiner Arbeit zugute kam. In ihr rollte sein eigentliches Leben ab, alles andere war Nebensache. Meine Mutter hat sich daran sehr rasch gewöhnt. Erst als sie ganz alt war, hatte sie einmal einen schwachen Moment und sagte zu mir: "Weißt Du, Robert, ich bin doch nicht ganz sicher, ob unser Leben glücklicher gewesen wäre, wenn der Vater sich begnügt hätte, für seine Kinder zu sorgen und zu beobachten, wie sie sich entwickelten. Statt dessen war es ihm viel wichtiger, was irgend so ein Schmierjaxe in einer obskuren Zeitung über ein neues Buch von ihm zusammenschrieb. Das bedruckte Papier und immer wieder das bedruckte Papier! Das eigentliche Schicksal war für uns der Briefträger. Er brachte Korrekturen und Besprechungen, und das waren für uns die Ereignisse des Tages. Ist das eigentlich natürlich?" - "Ja", erwiderte ich, "das ist nun einmal bei den großen Gelehrten so. Wenn sie nicht da sind, können sie nichts außergewöhnliches leisten. Wenn Hugo Riemann heute für das Ideal eines Gelehrten gilt, ist das aber auch Dein Verdienst. Du hast ihm immer alles Störende ferngehalten. So hast Du auch einen Teil von seinem Ruhme"; - "Ach", seufzte sie, "der schriftstellerische Ruhm ist schließlich auch nur bedrucktes Papier. Wer es nicht liest, hat keine Ahnung davon, daß ein Mann ein berühmter Gelehrter ist, auch wenn er im nächsten Hause wohnt. Ein Mann der Öffentlichkeit ist Dein Vater gar nicht. Mein Vater war es. Wenn er eine Rede hielt und sich mit seinen Gegnern herumschlug, saß ich mit Herzklopfen dabei und war stolz auf ihn. Aber ich habe jetzt in einer Biographie Ibsens gelesen, daß dieser selbst sagte, er sei mutig gewesen in seinen Dichtungen, aber Auge in Auge mit seinem Gegner habe er gewöhnlich versagt. Da habe ich gleich an meinen Mann gedacht. Als er noch Kapellmeister war, schmiß er zweimal um und mußte abklopfen. Dabei konnte er doch alles, es war nur Befangenheit." - "Na ja", sagte ich, "Kapellmeister und Gelehrter ist schließlich zweierlei. Die Kapellmeister sind häufig nur deshalb nicht befangen, weil sie grenzenlos eingebildet sind." - "Nein", beharrte meine Mutter, "es ist bei ihm ein Mangel an Mut. Er war auch befangen, wenn er eine Rede hielt, und las sie gewöhnlich ab, weil er Angst hatte steckenzubleiben. Alles mußte erst aufs Papier. Am Schreibtisch schmetterte er seine Gegner zusammen, aber Auge in Auge ging es bei ihm so wenig wie bei Ibsen. Denke Dir nur, als wir erst jung verheiratet waren, saßen wir eines Abends im Wohnzimmer. Plötzlich hörten wir im Nebenzimmer leise Schritte. "Da steigt einer ein", sagte ich, "ich habe das Fenster aufgelassen". Ich nahm die Lampe und lief hinüber. Da war aber nur eine Katze, die sich durch das Fenster wieder davonmachte. Dann sah ich mich nach Deinem Vater um. Er stand einige Schritte hinter mir und schlotterte vor Angst. Denke Dir, hinter mir! Ist das der Platz für einen Mann? Du bist zwar manchmal greulich unverschämt gegen alle Leute, früher sogar gegen mich, aber Du fürchtest Dich nicht. Du bist wie mein Vater, und das ist für mich ein Glück."

Wenn ich nun bedenke, was ich meiner Mutter und über sie meinem Großvater verdanke, muß ich an erster Stelle meine Abneigung gegen Bismarck und gegen den Militarismus nennen, an zweiter die Freidenkertradition, an dritter und nicht ohne Zweifel die Anbetung der Moral. Es ist nämlich eine sonderbare Sache, daß ich noch am heutigen Tage die Metaphysik und die Erkenntnistheorie viel weniger schätze als die Moralphilosophie und die Ästhetik. Die hohe Schätzung der Ästhetik hängt mit meinen eigenen dichterischen Versuchen zusammen, bei denen nichts rechtes herausgekommen ist, aber natürlich auch

mit den kunsttheoretischen Äußerungen meines Vaters. Aber daß ich mich sehr intensiv mit Nietzsches "Jenseits von Gut und Böse", mit Schopenhauers "Aphorismen zur Lebensweisheit", mit Machiavellis "Fürst", mit Plato, Epikur, Epiktet, Seneca, Montaigne, Gracian, La Bruy und anderen, sogar mit so spießbürgerlichen Moralschriftstellern wie Emerson, Johann Jakob Engel und Garve beschäftigt habe und noch beschäftige, ist zweifellos Wahrung des mütterlichen Kulturerbes. Mit der Erweiterung der Kenntnisse auf diesem Gebiete wächst allerdings die Skepsis, aber es bleibt ein gewisser Kern. In der Nazizeit riet man mir einmal, mich doch etwas anzupassen. Darauf habe ich erwidert: "Das geht nicht. Wenn ich dann in den Spiegel sehe, bin ich in Versuchung, mir selbst ins Gesicht zu spucken. Dazu habe ich keine Lust." Meine Mutter war längst tot, als ich das sagte, aber ich hatte das Gefühl, daß sie neben mir stünde. Was ich aber nicht mitgemacht habe und auch heute nicht mitmache, ist die Unduldsamkeit auf erotischem Gebiete. Da bin ich immer außerordentlich tolerant gegenüber Menschen gewesen, die heißblütiger waren als ich, und werde es bleiben. Schon als Student pflegte ich zu sagen: "Sexualia sunt privata" (Mit dem Geschlechtlichen muß jeder selber fertig werden). Meine Meinung ist die, daß sowohl die Erotiker als auch ihre Gegner vielzuviel Brimborium um eine Sache machen, die Lessing sehr richtig in seiner Wertherkritik "die Befriedigung eines körperlichen Bedürfnisses" genannt hat. Wenn man von einem Menschen sagt: "Er lebt moralisch", dann meint man immer diesen Punkt. Viel zu wenig beschäftigt man sich dagegen mit der Bekämpfung von Habgier, der Eitelkeit, der Herrschsucht und der Feigheit. Mein Urteil über meine Zeitgenossen fasse ich seit meinem siebzigsten Lebensjahre in den Worten zusammen: "Die Menschen sind dumm, faul, feige und gefräßig. Wenn man einen trifft, der von einem dieser vier Laster frei ist, muß man bereits froh sein. Wenn er aber sogar zwei nicht hat, muß man ihn umarmen; denn einem solchen Exemplar wird man nicht so bald wieder begegnen." Wie sieht das nun bei mir selber aus? Für dumm halte ich mich nicht, aber da ist die Selbsteinschätzung noch mehr der Nachprüfung durch andere bedürftig als bei der Steuererklärung; denn jeder ist mit der Portion Verstand, die er bekommen hat, oder bekommen zu haben glaubt, zufrieden. Faul bin ich nicht, sondern geradezu arbeitswütig. Nichts in meinem Leben ist mir so unangenehm gewesen wie er der Übertritt in den Ruhestand nach fünfzigjähriger Dienstzeit. Ich habe jeden Sonntag durchgearbeitet und die Sommerfrische immer so kurz erledigt wie möglich. Wie steht es mit der Feigheit? Im allgemeinen halte ich mich für mutiger als die meisten Menschen, mit denen ich in meinem langen Leben zu tun gehabt habe, aber mir fallen doch gleich zwei oder drei Fälle ein, in denen ich mich nicht so mutig benommen habe, wie ich das von mir erwartet hatte. Die Gefräßigkeit endlich, zu der die Zeche gehört, werde ich erst jetzt los, seit mich nach jedem Exzeß die Gischt sehr schmerzhaft an mein Alter erinnert. Es ist also von den vier Lastern nur eins erledigt. nach meinem eigenem Rezept muß man zwar froh sein, wenn man mich sieht, hat aber keine Veranlassung, mich zu umarmen. Diese Selbsteinschätzung halte ich für gerecht. Vielleicht ist das ein Irrtum. Auf der Quarta im Hamburger Wilhelm-Gymnasium hatten wir zum Klassenlehrer einen ausgesprochenen Prügelpädagogen, der auf mein Abgangszeugnis den Vermerk schrieb: "Riemann hat einen Hang zur Selbstgerechtigkeit, der früh gebrochen werden muß." Da ihm das wohl nicht gelungen war, werde ich diesen Hang wohl behalten haben, und so ist es möglich, daß meine Selbsteinschätzung hier noch viel zu günstig ausgefallen ist. Die Arbeitswut kann ich mir aber beim besten Willen nicht absprechen. Schade, daß man mich gerade heute, während diese Eigenschaft von allen verlangt wird, kaltgestellt hat!

Daß ich immer und überall ein Oppositioneller gewesen bin, entspricht der Tradition, in der mich meine Mutter erzogen hat. Das mußte sich politisch auswirken. Mein frühe-

ster politischer Eindruck, der aber noch kein bewußter war, erfolgte im Jahre 1887, also in meinem zehnten Lebensjahre. Das Wilhelm-Gymnasium machte einen Ausflug nach Bergerdorf. Dort wurden wir in einen großen Tanzsaal geführt, und der Direktor Pauly hielt eine Rede, aus der mir der Satz im Gedächtnis geblieben ist: "Die Wolken, die sich über uns zusammengezogen hatten, haben sich zerstreut, aber sie können sich jeden Augenblick wieder sammeln." Ich zerbrach mir meinen kleinen Kopf, was das eigentlich heißen sollte; denn an dem ganzen Tage war schönes Wetter, blauer Himmel und Sonnenschein. Erst nach Jahren ist mir aufgegangen, daß damit der Boulanger-Rummel, die Septennatswahlen und die Heeresverstärkung gemeint waren. 1888 starben dann die beiden Kaiser, Wilhelm I. und Friedrich III. Als die zweite Todesnachricht eintraf, holte der Schuldiener alle Lehrer aus den Klassenzimmern, weil sofort eine Trauerfeier beschlossen werden mußte. Wir waren ohne Aufsicht, und diesen Moment benutzte ein ganz kleiner Junge, um sich einen schwarzen Schnurrbart, den er in der Tasche hatte, unter die Nase zu klemmen. Er kasperte dann in der Klasse herum. Der winzige Knirps mit dem großen Schnurrbart sah so komisch aus, daß wir in tollen Jubel ausbrachen. Dieser nahm aber sofort ein Ende, als die Tür aufging, und Doktor Weise, der bereits erwähnte Prügelpädagoge, mit einer Leichenbittermiene hereinkam. Er sagte mit einem vernichtenden Blick zu dem Knaben: "Setz Dich auf Deinen Platz!" Dann teilte er uns die Trauernachricht mit, schob eine Anstandspause ein, ließ dann den bereits heulenden Schüler vorkommen und kommandierte: "Rumpf vorwärts beugt!" Damit pflegte er stets seine Exekutionen einzuleiten. Diesen Verlauf kannten wir so ziemlich alle bereits aus eigener Erfahrung. Weise hieb gewöhnlich so lange, bis der Betreffende heulte. Bei mir dauerte das ziemlich lange. Wenn er aber doch zum Ziele gekommen war, bemerkte er triumphierend: "Ja, Riemann, wenn Du jetzt einen Dolch hättest, stächst Du mich tot. Aber Du hast man keinen!" Bei dem Schnurrbartzweig aber hieß es fortan stets, wenn er Prügel bekam: "Du bist überhaupt ein ganz verworfener Mensch! Wenn Dein Kaiser gestorben ist, steckst Du Dir einen Bart an." Weise ist ein paar Jahre später wegen Sadismus an die Mädchenschule versetzt worden. Das muß für ihn sehr schmerzlich gewesen sein; denn an den Mädchenschulen durfte bereits damals nicht geschlagen werden.

Der Monarchenkult auf den Schulen erfuhr mit der Thronbesteigung Wilhelm II. eine mächtige Verstärkung. Die beiden ersten Kaiser hatten es nicht zu ihren Amtspflichten gerechnet, sich um die Schulen zu bekümmern. Wilhelm II. aber war von seinem liberalisierenden Vater in eine öffentliche Schule geschickt worden, die ihm gar nicht zusagte, nämlich auf das Kasseler Gymnasium, das er 1877 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Die Folge dieser Schulzwangsdienstjahre war die Schulreform, die von der 1890 zusammentretenden Berliner Konferenz beraten wurde. Wilhelm II. gehörte zu den Herrschern, die alles zu können glauben und niemals den Satz des alten Sokrates begreifen: "Ich weiß, daß ich nichts weiß." Die paradoxe Formulierung ist so auszulegen, daß man wissen muß wieviel man nicht weiß. Es ist das eigentliche Zeichen der Reife, seine Grenzen zu kennen. Dahin hat es Wilhelm II. nie gebracht. Er komponierte den Sang am Ägir, den Herrn der Fluten, inspirierte Maler und Kriegsschiffkonstrukteure, korrigierte die Bismarcksche Politik, stellte die Schule auf den Kopf, redete über alles im gebieterischen Tone und ließ sich dafür von byzantinischen Höflingen als das größte Genie aller Zeiten feiern. Er verwandelte seinen Großvater in Wilhelm den Großen, errichtete in Berlin die Siegesallee, eine gänzlich geschmacklose Ahnengalerie in Stein, und ließ seinen illegitimen Vetter Wildenbruch, und noch weniger bedeutende Dichter die Hohenzollernlegende in Dramen verwandeln, bei deren Aufführung auch sehr willige Zuhörer einschliefen.

Dem Kaiser kam das Gymnasium altmodisch vor, weil es der Antike zu viel Raum

einräumte. Er forderte daher, daß man im Geschichtsunterricht mit Sedan einsetzen und von dort rückwärts laufen solle, bis man bei Cannä und Marathon ankam, bei den großen Schlachten der Römer und Griechen. Natürlich fanden sich unter den Oberlehrern Karrieristen, die auf Grund der Schrullen des Dilettanten auf dem Throne solche Krebsganglehrbücher verfaßten, die aber nie im Unterricht verwandt, sondern immer nur zur humoristischen Literatur gerechnet worden sind. Die praktische Wirkung des von höchster Stelle erfolgten Hinweises war trotzdem sehr groß. Man wagte nicht mehr, von einer antiken Schlacht zu reden, ohne die Schlacht bei Sedan zum Vergleiche heranzuziehen und mehr von dieser zu reden als vom wirklichen Thema der Stunde. Die Versenkung in die Antike hörte auf, und an ihre Stelle trat eine militaristische Gegenwartsbezogenheit, die den Unterricht oberflächlich und phrasenhaft machte. Der mehr oder weniger gewandte Vergleich war viel wichtiger als die Kenntnis des Vorganges. Das Wissen war nicht die Hauptsache, sondern die Gesinnung. Man bemäntelte das dann natürlich mit dem Hinweis, daß der Lehrer außer der belehrenden Aufgabe vor allem eine erzieherische zu erfüllen habe. Wozu man die Schüler erziehen solle, sagte Wilhelm II. sehr deutlich. Er machte der Schule den Vorwurf, daß sie den Staat nicht genügend bei der Bekämpfung der "Umsturzbestrebungen" unterstützt habe. Damit war in erster Linie die Sozialdemokratie gemeint, in zweiter aber der Freisinn und in dritter überhaupt alles, was nicht konservativ und kaisertreu war. Daraus ergab sich für die Söhne und Enkel der Freisinnigen, daß in der Schule das heilig war, worüber man sich zu Hause lustig machte. Man redete hier so, dort so. Gewiß entstehen daraus nicht immer tragische Konflikte; denn die Jugend weiß sich zu helfen und erwartet die Belehrung darüber, was wirklich gilt, weder von den Eltern, noch von den Lehrern, sondern von den Kameraden. Falls diese kameradschaftliche Belehrung aber darauf hinausläuft, daß man im deutschen Aufsätze nur eine 2 bekommt, wenn man am Schlusse den Fahneneid, die Tapferkeit und das Christentum verherrlicht, dann ist das eine Erziehung zur Verlogenheit. Nur moralisch peinliche Naturen denken dann noch darüber nach, wo die Anstandsgrenze liegt, bis zu der man schwindeln darf. Die Majorität kennt keine solche Grenzen und ist stolz darauf, wenn sie immer errät, welche Äußerung erwartet wird. Gegen ihre Überzeugung verstößt sie damit nicht; denn sie hat überhaupt keine.

Man konnte aus dem historischen Unterricht nicht alles streichen, was keine Beziehung zum Militär hatte. Verboten wurde "ein übles Eingehen auf kulturhistorische Einzelheiten". Gemeint sind griechische Tempel, italienische und niederländische Maler, gotische Dome und Barockbauten. Natürlich feierte man die Bauten bedeutender Monarchen, machte aber einen gewaltigen Unterschied zwischen Versailles, das mit dem Blut und dem Schweiß eines geknechteten Volkes aufgebaut worden war, und Sanssouci, das von der Kunstliebe und dem Geschmack Friedrichs des Großen zeugte. Es gab für alles zwei Ausdrücke. Der lobende wurde verwandt, wenn es sich um deutsche Architektur, Bühnenkunst, Malerei und Dichtung handelte, der tadelnde dagegen bei ausländischen Kulturprodukten. Der Geschichtsunterricht war eben national. Dieser Ausdruck bedeutete, daß man die Jugend zu einem dünkelfaften Wesen und einer bewußt gepflegten Selbstüberschätzung erzog, die jeden in Deutschland reisenden Ausländer verblüffte. Ein bekanntes Sprichwort lautete: "Der Orient fängt bei Oppelu an." Die Polen, Tschechen, Russen und die Balkanvölker wurden nicht zur Kulturmenschheit gerechnet.

Eine Quelle der Verlegenheit waren die großen Revolutionen. Die Anweisung lautete hier, der historische Unterricht müsse den Schülern die Erkenntnis vermitteln, daß es den Massen immer schlecht bekommen sei, wenn sie sich zu Revolutionen hätten verleiten lasse. Das war namentlich bei der Revolution von 1789 eine mißliche Aufgabe, da diese die

Bourgeoisie in den Sattel gesetzt hatte. Man half sich mit Greuelszenen. Der Nachfolger Pählers am Wiesbadener Gymnasium erzählte den Oberprimanern, die Jakobiner hätten ihre Gegner lebendig in Öl gesotten, und die Sozialdemokraten wären imstande, es eines Tages mit uns ebenso zu machen. Hoffentlich hat er 1918 noch erlebt und die Harmlosigkeit der SPD feststellen müssen! Als die wahren Greuel 1933 einsetzten, war er natürlich nicht mehr da.

Der Geschichtsunterricht der wilhelminischen Epoche, wie ich ihn genoß, bereitete also durch Schlachtenschilderungen auf den Heeresdienst vor und durch die Beschreibung von Revolutionsgreueln auf die Abgabe des richtigen Stimmzettels bei den Wahlen. Nur in seltenen Fällen war das offenkundige Heuchelei. Die weitaus meisten Schulhistoriker glaubten an das, was sie in feierlicher Pose vortrugen. Ihre Eltern waren ja meistens Kleinbürger. Der Aufstieg vollzog sich so, daß der Sohn des Volksschullehrers höherer Lehrer wurde oder Pastor. Die Kinder, die er in die Welt setzte, wurden Juristen oder Offiziere. Der höhere Lehrerstand war ein Durchgangsstadium, und da rechnet man sich ja immer zu dem, was am anderen Ende herauskommen soll. Als ich aufwuchs, gab es noch hier und da einen freisinnigen Oberlehrer, aber sie wurden immer seltener. Der normale Fall war der, daß der Volksschullehrer des Freisinns verdächtig war, während man beim höheren Lehrer die konservative Gesinnung selbstverständlich fand. Ebenso wurden unter den höheren Lehrern die Reserveleutnants immer zahlreicher. Diese hatten das Recht und die Pflicht, an ihrem Hochzeitstage und am Geburtstage des obersten Kriegsherrn die Uniform anzulegen. An manchen Schulen zog also schon an diesem Festtage das Lehrerkollegium säbelrasselnd in die Aula. In Hamburg war die Militarisierung weniger ausgeprägt, weil man etwas verengländert war. Immerhin war der Rohrstockpädagoge Weise bereits Leutnant und ritt sogar sonntags mit zwei anderen Lehrern spazieren, wobei sich einer von ihnen eines Tages das Genick brach. Die Schüler bedauerten sehr, daß es nicht Weise selbst war, dem das passierte. In Sondershausen war das Kollegium im Vermodern begriffen und für nichts Neues zu haben. In Wiesbaden war man preußischer Beamter im Gegensatz zur Bevölkerung, die noch allerhand nassauische Traditionen hatte und es sogar bedauerte, daß die neue Regierung nach der Annexion des Landes die Spielbank aufgehoben hatte, die Geld unter die Leute gebracht hätte. Der Sohn eines Kutschers hat mir einmal einen bewegten Vortrag darüber gehalten, daß man dadurch nicht nur die Droschkenführer, sondern auch die Reparaturwerkstätten für Wagen, die Sattler und die Lederhändler zugrunde gerichtet hätte. Die alteingesessenen Wiesbadener nannten sich "Firche" (Friedriche, nach dem gebräuchlichsten Vornamen) und die Zugezogenen, unter denen viele preußische Beamte waren, "Haargeloffene" (Hergelaufene). Die zahlreichen Fremden, die Wiesbaden ein weltstädtisches Gepräge gaben, kamen überhaupt nur für Hotels und Zimmervermieter in Frage.

Ferner war das Wiesbadener humanistische Gymnasium paritätisch, weil die Bevölkerung namentlich in der Unterschicht und Mittelschicht katholisch war, während in der Oberschicht zahlreiche preußische Beamte waren. Das Lehrerkollegium bestand zur Hälfte aus Katholiken, zur Hälfte aus Protestanten, Direktor wurde abwechselnd ein Protestant und ein Katholik. Die Freistellen standen zur Hälfte den Katholiken zu. Da die Zahl den Katholiken aber in der für das Gymnasium hauptsächlich in Frage kommenden Oberschicht sehr klein war, hatte so ziemlich jeder Katholik eine Freistelle. Der Kaplan Wedewer, der den katholischen Religionsunterricht gab, war immer besorgt, daß die den Katholiken zustehenden Freistellen auch besetzt wurden. Er erspähte an den Volksschulen begabte katholische Knaben und bereitete sie durch einen sehr sorgfältigen Privatunterricht zum Eintritt in die Untertertia vor. Sie waren daher ein oder zwei Jahre älter als

ihre Mitschüler und zeichneten sich nicht selten durch ihre Leistungen aus, da sie mit dem Kaplan auch später Fühlung hielten und mit ihm alle schulischen Angelegenheiten besprachen, insbesondere auch den Geschichtsunterricht. Wenn ein Lehrer sagte, Karl der Große hätten mehrere Frauen gehabt, sei aber von der Kirche heilig gesprochen worden, dann erfuhr das der Kaplan noch am gleichen Tage. Er rüstete den Katholiken, der es ihm hinterbracht hatte, mit den entsprechenden Kenntnissen aus, und dieser meldete sich dann in der nächsten Stunde: "Herr Professor, entschuldigen Sie! Sie haben in der vorigen Stunde gesagt, Karl der Große wäre von der Kirche heilig gesprochen worden. Dagegen muß ich als Katholik Verwahrung einlegen." - "Wieso? Ich darf doch wohl noch sagen, was wahr ist?" - "Es ist aber nicht wahr; denn die Heiligsprechung, Herr Professor, ist durch einen Gegenpapst erfolgt und von der Kirche niemals anerkannt worden." Darauf mußte der Lehrer nachgeben; denn seit der Bismarcksche Kulturkampf im wesentlichen das negative Ergebnis gehabt hatte, die Zahl der Zentrumsstimmen ungeheuer anschwellen zu lassen, waren namentlich die Lehrer an den paritätischen Anstalten angewiesen, alles zu vermeiden, was den konfessionellen Frieden stören konnte. Man war nicht sicher davor, zum Gegenstand einer Interpellation im Reichstage gemacht zu werden, wenn man gegen diese Vorschrift verstieß. Auf der anderen Seite war aber auch der Kaplan nicht sicher. Er sagte etwa: "Gustav Adolf, den die Protestanten immer den Retter des Protestantismus nennen, hat in Wahrheit nur ein möglichst großes Stück von Deutschland für Schweden erobern wollen." Wir hörten das von unseren katholischen Mitschülern und teilten es schleunigst dem protestantischen Religionslehrer, dem Professor Spieß, mit. In der großen Pause sahen wir dann, wie der Kaplan und der Professor in heftiger Debatte vor der Schule auf und ab gingen, wobei der Kaplan sehr lebhaft gestikulierte. Es war der Hauptwitz der Schule, die beiden Pfaffen aufeinander zu hetzen. Der Kaplan betreute die Katholiken so sorgfältig, weil er in ihnen Glaubensstreiter erziehen wollte. Das wurde aber auch wieder ausgenutzt. Als ich mich einmal bei einem Katholiken über einen anderen erkundigte, bekam ich die überraschende Antwort: "Ach, der bescheißt nur de Pfaffe! Erst zahle se für ihn, und dann läuft er ihne weg."

Das alles trübte die sonst rein militaristische Atmosphäre des Wiesbadener Gymnasiums etwas. Es kam aber noch etwas hinzu. Wiesbaden galt mit seinen heiligen Quellen, seinem milden Klima und der phantastischen Umgebung als der ideale Erholungsort. Man versetzte daher dorthin die Lehrer, die gesundheitlich irgend einen Knacks hatten, und das waren natürlich keine Reserveoffiziere. Auf der anderen Seite war Wiesbaden aber ein altes Pensionopolis. Unter den Schülern waren Söhne von Offizieren, die an der Majorsecke ausgebootet worden waren, ziemlich zahlreich, und die dachten natürlich wie ihre Väter und verstärkten das militärische Gepräge der Schule. Eine ganz sonderbare Persönlichkeit war der wieselartig behende kleine Turnlehrer Güll. Er war Feuerwehrmann gewesen, hatte ein Kind aus einem brennenden Hause gerettet und war dafür von der Regierung in der Form belohnt worden, daß sie ihm die gerade vakante Stelle des Turnlehrers am Gymnasium gab. Dieser Aufstieg machte Güll zum treuesten Diener des herrschenden Systems. Aber als die Regierung verlangte, daß die körperlich kräftigen Lehrer, also in erster Linie die Reserveleutnants, je einige Turnstunden übernehmen müßten, schrumpfte Gülls Turnstundenbeschäftigung so zusammen, daß man ihm auch einige Stunden wissenschaftlichen Unterricht übertragen mußte. Man nahm dazu die Naturkunde aus den Unterklassen. Güll gab die Stunden im schönsten Dialekt, sagte "Kordel" für Bindfaden, nannte einen Hocker eine "Geiß" und eine Bütte eine "Mahn". Die Klasse bog sich vor lachen, wenn er dozierte: "Ihr könnt' Euch gar net denke, wieviel Heringe da kommen. Wenn Ihr sagt: "Gebt's mir for a Grosche Heringe", da schreit der Fischer: "Ja, wo humme

(haben) 's denn die Mochn, in die ich's neischütten soll?"

Das Wiesbadener Gymnasium hatte also den Idealzustand, daß der Direktor Hauptmann der Landwehr, die Oberlehrer Reserveleutnants waren, und der Hausmann gedienter Unteroffizier war, noch nicht ganz erreicht. Aber es war auf dem Wege dazu. Jeder Oberlehrer war hocheifrig, wenn er beim Einsteigen in ein Abteil zweiter Klasse von einem richtigen Leutnant mit einem "Herr Kamerad" begrüßt wurde, das alle Mitreisende in staunende Ehrfurcht versetzte. Am Postschalter saß ein Beamter, der zwölf Jahre Soldat gewesen war, und auch der Schutzmann an der Straßenecke war gedienter Unteroffizier. Wenn die Soldaten auf dem Exerzierplatz marschierten, zogen sie mit klingendem Spiel durch die Straßen. Man kam auf den Friedhof und hörte an den Schüssen über einem Grabe, daß dort ein Kriegervereinsmitglied begraben wurde. So wurde wenigstens symbolisch die anständigste Todesart, die es gab, markiert. Ging man ins Varieté, dann waren die meistbelächelten Nummern des Programms die Erlebnisse des Rekruten Piefke. Die Leierkastendreher galten nur als vollständig, wenn sie mit dem Eisernen Kreuz geschmückt waren. Man hätte sich lieber fragen sollen, ob es nicht in einem militaristischen Staate ein Skandal war, Kriegsverletzte zu Bettelmusikanten zu degradieren. Hier war das System inkonsequent. Fuhr man aber in die Sommerfrische, dann fand man auf den kleinsten Stationen überall Vorsteher, deren martialische Haltung keinen Zweifel darüber ließ, daß sie mit dem Zivilversorgungsschein entlassene ehemalige Feldwebel waren. Als ich es bei einer Übung 1906 glücklich zum Vizefeldwebel gebracht hatte und außerdem noch an meiner kornblumenblauen Uniform als Aspirant kenntlich war, stürzte auf dem Bahnhofe ein Schutzmann auf mich und meinen ebenso kostümierten Freund Pauls zu, grüßte militärisch und fragte: "Darf ich den Herren eine Droschke besorgen?" Wir nahmen natürlich an, obwohl unsere Wohnung in der Leipziger Reichsstraße nur einige hundert Schritte vom Bahnhofe entfernt war, und fuhren stolz vor. Als wir das eben meiner Mutter erzählt hatten, war sie gar nicht entzückt, sondern sagte: "Und darauf bist Du Schafskopf auch noch stolz! Vor Deiner Jacke hat man auf dem Bahnhof Respekt, aber wenn Dein berühmter Vater ankommt, kümmert sich kein Mensch um ihn."

Der wilhelminische Staat war einfach eine Riesenkaserne. Überall wirbelten Trommler, dröhnten Pauken, schrillten Pfeifen und schallten Kommandorufe. Wenn ein Schüler im Unterricht eine abweichende Meinung äußerte, wurde er angebrüllt: "Wie können Sie sich erlauben, mir zu widersprechen? Das ist Meuterei vor versammelter Mannschaft." Jedes Zeitalter hat neben dem Christentum eine andere Religion, die weit mehr die Gemüter beherrscht. Damals war es der preußische Militarismus. Was nicht zu ihm paßte war Ketzerie. Die Erziehung meiner Mutter im Geiste Konrad Bertelsmanns und Eugen Richters war eine ketzerische. Das führte schon auf der Schule zu Zwischenfällen, die ich allerdings nicht als tragische, sondern als amüsante Dummheiten betrachte, die viel reizvoller sind, als die darauf folgende oder auch ausbleibende Einsicht. Das schöne im Leben sind ja überhaupt die Dummheiten. Mit ihnen sind Übermut und Heiterkeit verbunden, mit der Einsicht dagegen der Unmut, der mit jeder Kapitulation verknüpft ist. Bei den Dummheiten sind wir ganz wir selbst, die Einsicht zeugt davon, daß wir uns fremder Gesetzlichkeit oder Gewalt fügen. Als ich selbst Schulmonarch geworden war und Rektorverweise an Sünder und sogar an Sünderinnen zu erteilen hatte, überfielen mich immer Erinnerungen an eigene Erlebnisse. Statt mich als unfehlbarer Richter zu fühlen, identifiziere ich mich stets mit dem oder der Angeklagten. Mein Gedanke war dann immer der: "Ja, nun muß der arme Kerl kapitulieren - und ich auch. Statt beide über den Vorfall zu lachen, muß ich so tun, als ob ich über sein Benehmen entrüstet wäre, und er mußte so tun, als ob er seinen Fehler einsähe, und muß Besserung geloben. Na, erledigen wir das übliche Theater

so schnell wie möglich!" Nur eins konnte ich nicht vertragen, nämlich die Reuetränen. Da ich solche niemals vergossen habe, hörte bei mir jedes mitfühlende Verständnis auf, wenn der Sünder zu heulen anfang. Dann mochte ich ihn nicht mehr leiden und wurde hart. So rasch wie möglich befreite ich mich von dem Anblick unwillkommener Zerknirschung. Ein wahrhaft christlicher Erzieher bin ich also niemals gewesen.

Unser Wiesbadener Gymnasium war in einer alten Münzstätte untergebracht. Daher gab es keinen Schulhof, sondern wir gingen auf dem Luisenplatz und in den angrenzenden Straßen während der Pausen spazieren. Wiesbaden ist sehr eßlustig. An der Rheinstraßenseite des Luisenplatzes lag eine Obstbude, die auch Eis verkaufte. Auf der andere Seite waren in der Luisenstraße eine Metzgerei, in der man für zehn Pfennige ein ziemlich großes Stück Knoblauchwurst kaufen konnte, und ein Bäckerladen, der heißen Blätterteig, Kräppel (Krapfen, Pfannkuchen) und frischen Pflaumenkuchen verabreichte. Nachmittags kam noch ein Mann mit großen Salzbrezeln vor die Schule, und im Winter machten die Maronileute mit ihren heißen Kastanien jede Straße unsicher. In der weltbekannten rheinischen Fröhlichkeit spielt das Essen eine ebenso große Rolle wie das Trinken, und die Katholiken sind auf diesem Gebiete weltfreundlicher als die Protestanten, die gern behaupten uns von der mittelalterlichen Abtötung der Sinnlichkeit befreit zu haben. Der Befriedigung unserer Gaumengelüste legte die Schule nichts in den Weg, sondern die aufsichtführenden Lehrer aßen genauso auf dem Luisenplatz wie wir aus der Obsttüte und spuckten die Kerne der Kirschen oder Weintrauben auf die Erde, so daß ich oft gedacht habe, der Boden werde eines Tages nur noch aus Kernen bestehen. Man verlangte aber von uns, daß wir ebenso gesittet und feierlich auf dem Platz und in den Straßen wandeln sollten wie unsere Lehrer.

Es ist vergeblich von Untertertianern eine priesterliche Haltung zu verlangen. Eines Tages jagte ich mich mit meinem Banknachbarn Schmool auf der Rheinstraße herum. Er versteckte sich hinter einer Gruppe von Schutzleuten, die auf der Straße eine Dienstbesprechung abhielten. Einer wurde beordert, ihn wegzujagen. Ich kam dazu und rief: "Schmool, laß den dummen Butz stehen und komm mit!" Sowie der Schutzmann das hörte, setzte er sich gegen mich in Bewegung. Da ich damals noch nicht so übernormal wohlbeleibt war wie einige Jahre später, entrann ich ihm mit leichter Mühe. Darauf ging er in die Schule und holte den Direktor Pähler, der sofort die Schullocke ziehen und den Hofeingang schließen ließ, so daß alle Schüler an ihm und dem Schutzmann vorüber mußten. Ich hatte mich in eine Gruppe gemischt und eine harmlose Miene aufgesetzt, um unerkannt vorbeizukommen, aber das Auge des Gesetzes erspähte mich doch: "Da ist er ja!" schrie er und nahm mich fest. Wir gingen nun auf die hintere Treppe zu, die zum Direktorzimmer führte. Der Direktor ging voran, dann kam ich und hinter mir ging der Schutzmann. Dieser Gefangenentransport sah so komisch aus, daß ein gerade erst aus Eltrille auf unsere Anstalt gekommener Schüler, Zunck, laut losplatzte. Sofort drehte sich Pähler herum, fuhr in die Menge und erwischte statt Zunck, der sich geschickt versteckte, ein blasses dünnes Beamensöhnchen, Kuckerow, das noch nie gegen die Schulordnung verstoßen hatte. Das half dem Unglücklichen gar nichts. Er wagte nicht einmal zu sagen: "Ich war es nicht," denn das hätte eine Anzweiflung der Allmacht und Allwissenheit des Direktors bedeutet und eine Verschärfung der Strafe bewirkt. Im Direktorzimmer bekam der Schutzmann das Wort. Er berichtete, daß ich mich ungebührlich auf der Straße benommen hätte. "Als ich ihm das verwies, da hat er das Wort gesagt, das Wort, nein, Herr Direktor, ich kann das beschimpfende Wort nicht wiederholen!" - "Was hast Du zu Deiner Verantwortung vorzubringen?" fragte mich Pähler mit einem vernichtenden Blick. Ich sagte: "Eigentlich haben wir nichts gemacht als haschen gespielt. Als er uns wegjagte, habe ich das Wort gesagt." Mir kam das Wort gar nicht so fürchterlich vor, sondern ich hielt es für eine Verunstal-

tung von "Schutz" in "Butz". Ein Kamerad sagte mir nachher unten, ein Butz sei ein rüudiger Hund. Auch das war falsch. Ein Butz oder butzen ist, wie ich später im Mittelhochdeutschen gelernt habe, eine Schreckgestalt, ein Popanz, eine Vogelscheuche. Daher redet Walter von der Vogelweide vom Winzerbutz. Was der Direktor sich unter dem Wort vorgestellt hat, weiß ich nicht. Er stellte ja gar nicht fest, was ich gesagt hatte, um den Schutzmann nicht nochmals zu beleidigen. Er schloß vielmehr die Vernehmung mit den Worten: "Du hast Dich eines unglaublichen Vergehens schuldig gemacht. Du hast einen Schutzmann auf offener Straße verhöhnt. Geh jetzt in Deine Klasse! In der letzten Stunde wirst Du hören, was über Dich beschlossen worden ist. Das kann ich Dir aber schon jetzt sagen: die Strafe wird so sein, daß Du sie noch lange fühlen und niemals vergessen wirst. Und Du," wandte er sich an den zitternden Kuckerow, "bekommst dieselbe Strafe wie Riemann; denn Dein Gelächter war ebenfalls eine Verhöhnung eines Sicherheitsbeamten:" Der mit so hoher Achtung behandelte Schutzmann erklärte sich befriedigt und ging. Wir zogen verdutzt in unsere Klassen ab.

Nach meiner Hamburger Erfahrung nahm ich an, daß man uns nach dem Unterricht über die Bank legen und gehörig versohlen würde. Aber das war in Wiesbaden nicht üblich, sondern man machte aus allem eine Haupt- und Staatsaktion. Der Direktor beriet mit dem Lehrerkollegium, was geschehen sollte. Dabei traten einige für den unschuldigen Kuckerow ein und gaben ihm das beste Zeugnis. Andere zweifelten an meinem Verstand, da ich mich schon öfter sonderbar widerspenstig gezeigt hätte. So entschied die Konferenz: "Die beiden Schüler sind wegen Verhöhnung eines Schutzmannes mit drei Stunden Klassenhaft zu bestrafen. Dies ist allen Klassen bekannt zu geben und dabei zu betonen, daß Riemann deshalb nicht von der Anstalt verwiesen worden ist, weil er geistig nicht normal ist." Ich genoß also damals schon den Schutz des §57. Sonderbar ist es, mit der geminderteren Zurechnungsfähigkeit, mit Geistesschwäche, das Verbleiben auf dem Gymnasium zu begründen. Das sollte doch gerade die Entfernung eines so minderwertigen Individuums aus einer höheren Lehranstalt zur Folge haben. Da aber die Sache mir zugute gekommen ist, bin ich den Herren dankbar, und das sogar in dem Grade, daß ich allen Beteiligten, vom Schutzmann bis zum Direktor, ebenfalls mildernde Umstände auf Grund von §57 zubillige.

Klassenhaft war etwas anderes als Arrest. Bei dieser führte ein Lehrer die Aufsicht, zur Verbüßung von Klassenhaft aber meldete man sich beim Schuldiener, der den Sträfling in eine Klasse einschloß und ihn wieder herausließ, wenn er seine Strafe abgesehen hatte. Durch ein Trinkgeld ließ sich der Schuldiener aber erweichen, dem Sträfling eine Portion Eis zur tröstlichen Erheiterung zu holen. Auf Klassenhaft folgt die nächsthöhere Stufe Karzer, der aber in genau derselben Weise verbüßt wurde. Dann kam das consilium abenudi, der Rat die Schule zu verlassen, weil man beim geringsten weiteren Vergehen von ihr verwiesen wurde. Die Verweisung selbst war erst die fünfte und höchste Strafe. Diese hatte man bei mir wegen des "dummen Butz" gleich in Betracht gezogen. Es läßt sich also denken, daß ich mich mit einem gewissen Triumphgefühl zur Verbüßung der Strafe einfand. Vor der Schule traf ich den gänzlich gebrochenen Kuckerow und begrüßte ihn vergnügt als Spießgesellen. Er mochte mir aber kaum die Hand geben, sondern empfand den Umgang mit mir als kompromittierend für einen anständigen Menschen. Am nächsten Tage sagte ein anderer Schüler, Woltmann, zu mir: "Du, Riemann, Mosheim ist gestern in unsere Klasse gekommen und hat gesagt, Du wärst nur deshalb nicht geschäft worden, weil Du ein Verrückter wärst." Natürlich führte ich darauf sofort den schlagendsten Beweis, daß ich geistig vollkommen normal war. So bekam bei dieser Gelegenheit doch noch einer Dresche. Wahrscheinlich waren es aber zwei; denn es ist zu vermuten, daß Kuckerow

auch noch zu Hause für ein Vergehen verprügelt wurde, das er gar nicht begangen hatte.

So heilig war im wilhelminischen Deutschland der Schutzmann! Die dritte Strafe, Karzer, erklimm ich auf Obertertia. Unser Zeichenlehrer konnte keine Disziplin halten und erreichte nie das Klassenziel, weil in seinen Stunden nur Unfug getrieben wurde. Um sich zu rächen, ließ er vom Direktor verfügen, daß die Pause zwischen den zwei Nachmittagsstunden, an denen wir Zeichnen hatten, von zwanzig Minuten auf zehn verkürzt wurde. Ich machte der Klasse klar, daß wir uns das nicht gefallen lassen könnten, und forderte auf, einfach erst nach zwanzig Minuten in den Unterricht zurückzukehren. Sie waren fast alle einverstanden. Die drei, die nicht mitmachen wollten, warf ich einfach die Außentreppe an der Schule herunter, als sie hinein wollten. Dann sagte ich: "Die zwanzig Minuten sind um", machte die Tür auf und wurde sofort vom Direktor Pähler ergriffen, den der hilflose Zeichenlehrer geholt hatte, als wir nicht rechtzeitig kamen. Der Direktor kam mit in den Zeichensaal, hielt eine donnernde Rede über das Vergehen des Schulstreiks, verbrauchte damit viel mehr Zeit, als wir geschwänzt hatten, und forderte, daß sich am nächsten Morgen die Rädelsführer beim Klassenlehrer melden sollten: "Sonst werden der Klasse alle Vergünstigungen entzogen. Wer die Rädelsführer deckt, statt sie anzuzeigen, verwirkt den Anspruch auf eine Freistelle." Am nächsten Morgen meldete ich mich freiwillig, und war von einem Denunzianten, der aber keine Freistelle hatte, gemeldet worden. Einer von den beiden war allerdings der Eltviller Junck, der im Vorjahr nicht einmal erwischt worden war, so daß bei ihm gewissermaßen die sittliche Weltordnung zu ihrem Rechte kam. Wir mußten drei Stunden Karzer absitzen.

Wieder ein Jahr später kam ich bei der Kaisergeburtstagsfeier auf den Einfall, doch einmal zu probieren, ob ich mit meiner Stentorstimme ebenso laut brüllen könne wie alle anderen zusammen. Daher schob ich in das zum Schluß abrollende Hoch zwischen dem zweiten und dritten das meinige ein, das allerdings brauste wie ein Donnerhall. Trotzdem ging das dritte durch die ernste Haltung des Lehrerkollegiums vorschriftsmäßig vonstatten. Als wir uns dem Ausgang zudrängten, wieselte der kaisertreue Turnlehrer Güll auf mich zu und schrie empört: "Jetzt humme mer Dich! Jetzt wart'e endlich herausgeworfe! Du hast gege das Hoch angebrüllt!" Ich sagte: "Das war doch in der Begeisterung!" - "Ja, Begeisterung," schrie er, "gebrüllt hast'e und rausgeworfe wirst'e!" Die Sache verlief sich aber doch im Sande. Der Klassenlehrer, Professor Adam, ließ es bei einer ernsten Vermahnung, mein Temperament so zu zügeln, daß es auch in der Begeisterung nicht durchginge, bewenden. Man konnte mich auch nicht hinauswerfen, ohne der vorgesetzten Behörden über eine Demonstration beim Kaiserhoch zu beichten und damit dem guten Ruf der ganzen Anstalt zu schaden. Eine weitere Bestrafung kam auch nicht in Frage, da ich den Karzer schon hinter mir hatte. Auf der Halbjahreszensur aber hatte ich natürlich die gewohnte Betragenszensur "Nicht ohne Tadel", die in Preußen die "vier" ausdrückte.

Die Bezeichnung als schwarzes Schaf wurde ich damals leid. Die Schreibtischerziehung, die mir mein Vater mit Pfeife und Tabak hatte angeeignet lassen, trug bald ihre Früchte. Meine Zensuren wurden in allen wissenschaftlichen Fächern immer besser, so daß ich sogar den Primus, Fresenius, übertraf, der Gelehrtensohn war und später seinem Vater, dem Leiter des Dresdener Laboratoriums, das für die Nahrungsmittelchemie sehr wichtig war, folgte. Mit der eins und zwei in den wissenschaftlichen Fächern vertrug sich eine 4 in Betragen nicht recht, und so wurde ich endlich etwas artiger. Aber allerhand Rückfälle in unvorschriftsmäßiges Verhalten sind bis auf den heutigen Tag auf den verschiedensten Gebieten immer wieder erfolgt.

Die drei Fälle Schutzmann, Schulstreik, Kaiserhoch stellen natürlich noch nicht den zehnten Teil der tatsächlich begangenen Flegereien dar: Ich habe sie nur herausgehoben,

weil sie einen sehr geringen Respekt vor dem politischen System der Kaiserzeit bezeugen. Diese Einstellung aber war der mir von meiner Mutter überlieferten Tradition des Bertelsmannschen Freisinns zu danken. Man kann sagen: "Der Konrad Bertelsmann schlug im Robert Riemann immer wieder durch." Die Konflikte mit den Anschauungen der herrschenden Schicht waren mir nicht nur gleichgültig, sondern machten mir Spaß. Ohne diese Gewöhnung und Abhärtung wäre ich schwerlich jemals den Weg gegangen, der mich schließlich in die Reihen der Arbeiter führte. Mein Großvater, der die Sozialdemokraten verabscheute, hat ihnen schließlich in mir einen Unterführer geliefert. So bewahrheitet sich in einem neuen Sinne das alte Wort von Marx: "Das Kapital erzeugt seine eigenen Totengräber!" Denn nach meiner eigenen Etymologie heißt Riemann ja überhaupt Totengräber.